Joanna Trollope

# Die nächsten Verwandten

Weltbild

**»Psychologisch eindringlich und voller Emotionen erzählt diese Geschichte von der Suche nach einem Platz im Leben und der Sehnsucht nach Glück, »so dass sie uns bis ins Mark erschüttert.«« Sunday Times**

Eine Farmersfamilie in den englischen Midlands: Nach dem Tod Caros, der amerikanischen Ehefrau eines der Farmerssöhne, gerät die scheinbar so geordnete Welt der Merediths ins Wanken. Nicht nur Joe, der Witwer, und seine Adoptivtochter Roby stehen vor einem Wendepunkt, auch die anderen Familienangehörigen werden von den Launen des Schicksals nicht verschont. Einzig Zoe, die rothaarige Fotografin aus der Stadt, bringt ein paar bunte Augenblicke in das Leben der verunsicherten Familie.

Joanna Trollope

# Die nächsten Verwandten

Roman

Aus dem Englischen von Christel Wiemken

**Weltbild**

## Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Next of Kin.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1996 by Joanna Trollope
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1997 by Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg
Übersetzung: Christel Wiemken
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: iStockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-96377-959-6

FÜR SAMUEL, CHARLOTTE UND THOMAS

# ERSTES KAPITEL

Bei der Beerdigung seiner Frau wurde Robin Meredith von einer Frau mit einem Paisley-Kopftuch, die er nicht gleich wiedererkannte, gefragt, ob er nicht dankbar wäre, zu wissen, dass Caro jetzt sicher bei Jesus sei. Er nahm allen Mut zusammen, den er in diesem Moment aufzubringen vermochte, und sagte nein, das Gefühl habe er nicht. Dann ging er aus der Kirche hinaus in den Regen und betrachtete das schwarze Loch, in das Caro gesenkt werden sollte.

»Keine Einäscherung«, hatte sie gesagt. »Ich möchte, dass es ordentlich geschieht. Messinggriffe. Sarg in voller Länge. Auf dem Friedhof.«

Das war so ziemlich die einzige Anordnung, die sie getroffen hatte, und auch das einzige Eingeständnis, dass sie im Sterben lag. Auf den Oberkanten des Lochs lagen Planken, über die lange schwarze Gurte zum Absenken des Sargs gelegt worden waren.

»Geht's?«, fragte Robins Tochter. Sie stand dicht neben ihm, berührte ihn aber nicht.

»Besser, seit ich da heraus bin«, sagte er und meinte die Kirche.

»Mir auch.«

Es entstand eine Pause, und dann sagte Judy: »Aber Mum hat sie gemocht.« Ihre Stimme bebte.

»Ja«, sagte Robin. Er streckte eine Hand aus, um eine ihrer Hände zu ergreifen, aber sie steckten beide tief in den Taschen ihres Mantels, ihres langen, schwarzen Londoner Mantels, der, wie all ihre Kleidungsstücke, davon kündete, wie weit sie sich ganz bewusst vom Land entfernt hatte, auf dem sie aufgewachsen war.

»Du hast nie ...«, zischte Judy plötzlich.

»Pst ...«

Die Sargträger, mit kummervollen Mienen und linkisch bis an die Grenzen der Karikatur, trabten schwerfällig auf sie zu. Sie trugen Brillen und orthopädisch anmutende Schuhe. Die in respektvollem Abstand folgende Trauergemeinde begann, sich zu einem stummen Kreis aufzufächern. Robins Eltern, sein Bruder und seine Schwägerin, der Melker von der Farm und seine Frau, Caros Freundinnen, Leute aus

dem Sozialberatungs-Büro, in dem sie gearbeitet hatte, der Mann, dem der Dorfladen gehörte, die Frau mit dem Paisley-Kopftuch.

Judy fing wieder an zu weinen. Sie ließ Robin allein und lief auf ihren hohen Absätzen unsicher durch das nasse Gras zu der Stelle, wo ihre Tante Lyndsay stand. Lyndsay legte einen Arm um sie. Robin schaute kurz auf und sah, dass seine Mutter ihn auf die gelassene, leicht neugierige Art musterte, wie sie es sein ganzes Leben lang getan hatte, so, als könnte sie sich nie recht erinnern, wer er war. Er schaute wieder hinunter auf den Sarg, jetzt fast zu seinen Füßen, in dem Caro lag. Er sah nicht lang genug aus, bei Weitem nicht. Caro war schließlich fast eins achtzig groß.

Der Vikar von Dean Cross, ein kleiner, erschöpfter Mann, der vier Gemeinden zu betreuen hatte und es ablehnte, jemals Urlaub zu machen, trat ans Grab, während seine Frau einen schwarzen Regenschirm über ihn hielt.

»Gesegnet sind die Toten, die im Angesicht Christi sterben«, sagte er ohne sonderliche Überzeugung. Er schlug sein Gebetbuch auf, und seine Frau bewegte den Schirm so, dass ein Schauer von Tropfen auf die geöffnete Seite fiel.

»Mitten im Leben«, las er gereizt, »sind wir vom Tod umfangen. An wen können wir uns um Hilfe wenden, außer an Dich, o Herr, der Du uns zu Recht zürnst ob unserer Sünden?«

Robin warf wieder einen Blick auf Judy. Sie und Lyndsay weinten jetzt beide, und sein Bruder Joe hielt einen riesigen gelben Schirm über sie, auf den in Schwarz ›Mid-Mercia Farmers' Cooperative‹ aufgedruckt war. Joes Gesicht war starr und er schaute direkt geradeaus; sein Blick ging über das Grab, über den Gedanken an Caro hinaus.

»Wir haben unsere Schwester Carolyn Gottes gnädiger Obhut anvertraut«, sagte der Vikar, »und nun übergeben wir ihren Leib der Erde ...«

Wenn er, dachte Robin plötzlich, jetzt »Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub« sagt, dann springe ich über das Grab und schlage ihn nieder.

»... in der sicheren und gewissen Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben durch unseren Herrn Jesus Christus, der starb, begraben

wurde und für uns auferstanden ist.«

Der Sarg sank, in seinen schwarzen Gurten schlingernd, in die Erde.

»Ehre sei Ihm auf ewig und immerdar.«

Die Sargträger traten zurück, rollten die Gurte auf. Robin schloss die Augen.

»Gott wird uns den Pfad des Lebens weisen.«

Er öffnete sie wieder. Judy trat vor und bückte sich, um einen Strauß Primeln auf den Sarg zu werfen, und dann machte die Frau mit dem Paisley-Kopftuch eine rasche Bewegung und warf eine künstliche Orchidee hinterher, deren Plastikstiel auf dem Deckel klapperte.

»In Seiner Gegenwart herrscht das vollkommene Glück«, sagte der Vikar, »und zu Seiner Rechten die ewige Freude.«

Glück, dachte Robin mutlos. Freude. Er griff nach seiner schwarzen Krawatte und zupfte an ihrem Knoten. Er hasste Krawatten. Er hasste sie ebenso, wie er Kirchen hasste. Der Vikar musterte ihn über das Grab hinweg, fast erwartungsvoll. Robin nickte ihm kurz zu. Erwartete der Mann von ihm, dass er sich bedankte?

»Ihm, der imstande ist, uns vorm Fallen zu bewahren«, sagte der Vikar und sah Robin unverwandt an. »Ihm, dem einzig weisen Gott, unserem Heiland, gebühren Herrlichkeit und Majestät, das Reich und die Macht, jetzt und für alle Zeiten. Amen.«

»Amen«, murmelten alle.

»Gut gemacht«, sagte Dilys, Robins Mutter.

Harry, sein Vater, trat näher.

Er betrachtete seinen Sohn und dann, kurz, das offene Grab seiner Schwiegertochter. Seltsame Frau. Amerikanerin. Schien nie imstande gewesen zu sein, sich wirklich für die Farm zu interessieren, und trotzdem ... Harry schluckte. Er hatte das Gefühl, dass es für Robin vielleicht ein obskurer und ablenkender Trost wäre, wenn er erwähnte, dass seine neue Motoregge mehr als 6000 Pfund kosten würde, aber dann dachte er, besser nicht. Jedenfalls nicht jetzt.

»Judy hat es schwer getroffen«, sagte Dilys, die ihre behandschuhten Hände locker verschränkt hatte. Sie warf einen Blick auf ihren jüngeren Sohn. »Und Joe auch.«

Robin sagte scharf. »Caro war Judys Mutter. Und meine Frau. Nicht

die von Joe.«

Dilys musterte ihn.

»Ich nehme an«, sagte sie, gelassen und hartnäckig, »dass es fast noch schlimmer ist, wenn man adoptiert wurde. Dann kann man nur noch auf den nächsten Verlust warten.« Sie verstummte, schaute zum Grab und sagte dann in dem Ton leicht verächtlichen Mitleids, den sie für alle reservierte, die nicht wirklich zu ihrer eigenen Familie gehörten: »Arme Carolyn.«

Robin bohrte die Hände in die Manteltaschen und zog den Kopf ein.

»Ich gehe und hole Judy. Wir sehen uns auf der Farm zum Tee.«

»Ja«, sagte Dilys. »Ja.«

Harry beugte sich vor und berührte leicht Robins Arm.

»Kopf hoch, Junge.«

Zwei Monate bevor Caro eingewilligt hatte, seine Frau zu werden, hatte Robin Tideswell Farm gekauft. Harry hatte nicht angeboten, ihn finanziell zu unterstützen, und Robin hatte ihn auch nicht darum bitten wollen. Mit dem Erlös aus dem Verkauf eines kleinen Cottage, das er eine Weile zuvor in der Absicht erworben hatte, darin zu wohnen, und einem riesigen Bankkredit hatte er diese 200 Morgen sanft zum Fluss Dean hin abfallendes Land gekauft und das Farmhaus, ein Steingebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert mit unschönen Anbauten aus der Viktorianischen Zeit. Die Gebäude hinter dem Haus waren fast völlig verrottet gewesen, überschattet von einer riesigen, dem Einsturz nahen Scheune und ohne festen Untergrund für Vieh. In jenen ersten Monaten, vor einem Vierteljahrhundert, hatte Robin selbst Beton geschüttet, jeden Tag, von morgens bis abends, und fast immer allein.

Das Land erwies sich, wie er gehofft hatte, als brauchbar für den Anbau von Futter für das Vieh; Gras auf den tiefer gelegenen Flächen, Mais auf den höheren. Im Frühjahr, wenn die Weiden, die die Ufer des Flusses säumten, frische, weiche, wedelartige Blätter trugen, sah die Landschaft für kurze Zeit hübsch aus; und wenn der Winter feucht war, stieg der Fluss so weit an, dass er bis zu einem Viertel des Landes überschwemmte, und Höckerschwäne erschienen paarweise und verliehen der Gegend eine beeindruckende, fast parkähnliche

Atmosphäre. Aber zu anderen Zeiten – und Caro Meredith hatte das sehr bitter empfunden – waren die Felder nichts als Land, Flächen aus Erde und Gras, unterteilt von unordentlichen Hecken und Zäunen mit hässlichen, der Zweckmäßigkeit halber verzinkten Metallgattern, die Zugang gewährten zu dem schlammigen Morast, den das Vieh und die Räder der Traktoren hinterließen.

Das Haus stand ungefähr in der Mitte zwischen dem Fluss und der Nebenstraße, die der Milchtanker täglich entlangfuhr, um den Sammelbehälter neben dem Melkstall zu leeren. Zu ihm gelangte man über einen leicht abfallenden Weg, der entweder morastig oder staubig war und an dessen Rändern Robin in einem Anfall früher Begeisterung abwechselnd gewöhnliche und Blutbuchen gepflanzt hatte. Am Ende des Weges führte auf der einen Seite eine betonierte Fläche in den Hof; auf der anderen Seite ging es durch ein Holztor mit fünf Riegeln, ständig offen gehalten durch einen bemoosten Stein, zu einem runden, mit Kies bestreuten Platz vor dem Haus. In der Mitte des Vorplatzes stand eine Sonnenuhr, auf deren Sockel eine Metalltafel genietet war. ›Zähl die heiteren Stunden nur‹ war darauf eingraviert. Caro hatte sie dort aufgestellt. Es war ihr erstes Weihnachtsgeschenk für Robin gewesen.

Jetzt stand die Zufahrt voller Autos. Über die Ligusterhecke hinweg, die sie vom Wirtschaftshof trennte, tönte das stetige Klappern und Surren aus dem Melkstall, in dem ein Aushilfsmelker, ein tüchtiger Mann mit verdrossener Miene, den die örtliche Jobvermittlung geschickt hatte, die Nachmittagsarbeit verrichtete. Robin, der, seine Beerdigungskrawatte auf halbmast, an der Tür stand, um die Leute zu begrüßen, unterdrückte den Drang, hinüberzugehen und nachzusehen, ob die Arbeit anständig erledigt wurde und ob Gareth, der Melker von Tideswell, tatsächlich das Loch in dem Hochdruckschlauch geflickt hatte, wie es ihm aufgetragen war.

Hinter ihm, in dem düsteren Esszimmer, das er und Caro nur selten benutzt hatten, war auf Meredith-Familientischdecken, ausgeliehen von Dilys, ein gewaltiges Beerdigungsessen aufgebaut. Judy, deren rotes Haar verstrubbelt war und die immer noch ihren schwarzen Mantel trug, schenkte Tee ein, und Lyndsay reichte ihn herum, die Zuckerdose in der freien Hand. Es lag eine Atmosphäre unterdrückter Erregung im

Raum angesichts des Essens, eines altmodischen, kindhaften Teezeit-Essens auf Deckchen aus dekorativ durchbrochenein weißen Papier, die Dilys nach Tideswell mitgebracht hatte in der entschlossenen Erwartung, dass sie auch benutzt würden.

Judy, vollauf damit beschäftigt, die Pekannuss- und Schokoladenplätzchen zu backen, die so unabdingbar zu Caros amerikanischem Repertoire gehört hatten, hatte herausfordernd gesagt, dass ihre Mutter nie Tellerdeckchen benutzt hätte.

»Aber dies ist eine Beerdigung«, sagte Dilys. »Eine Familien-Beerdigung. Da muss alles seine Ordnung haben.«

Sie betonte das Wort ›Familie‹. Sie hatte mehrere Kuchen gebacken – riesige, vollkommene Obstkuchen, auf denen Kirschen glitzerten, makellose bleiche Biskuittorten, dekoriert mit unwahrscheinlich symmetrischen Stücken von kandierten Früchten. Das Gebäck stand in hygienischen Plastikbehältern auf dem Küchentisch, beängstigend professionell dargeboten, unbeirrbar in der Tradition der Landfrauen, für die alles Nicht-Hausgemachte ein Graus ist.

»Eine Familien-Beerdigung, meine Liebe.«

Sie hatte Judy angesehen, ihre hochgewachsene Gestalt, die sie von beiden Eltern hätte geerbt haben können, wenn sie ihre wirklichen Eltern gewesen wären; ihr wirres rotes Haar und das breitflächige, blasse Gesicht, bei dem dies eindeutig nicht der Fall war. Robin war so dunkel wie einst Harry und hatte das schmale, scharf geschnittene Gesicht von Dilys' eigenem Vater. Und Caro war völlig braun gewesen – braunes Haar, braune Augen, eine blassbraune Haut, sogar im Winter. Keine englische Haut, hatte Dilys immer gedacht, und ganz bestimmt keine Meredith-Haut. Sogar Joes Frau Lyndsay, mit all dem blonden Haar und diesen hellen Augen, wie sie keine Meredith je gehabt hatte, besaß eine Haut, die der von Dilys selbst nicht unähnlich war – zarte, klarfarbige Haut. Aber Judy sah wie keine von ihnen aus. War keine von ihnen.

»Zieh deinen Mantel aus, meine Liebe«, sagte Dilys jetzt.

»Mir ist kalt«, sagte Judy. »Mir ist kalt vom Weinen.«

»Lass sie, Ma«, sagte Joe. Er legte Judy einen Arm um die Schultern. »Lass sie. Kümmere dich um den Vikar.«

Judy sagte mit einem wütenden Flüstern: »Ich möchte nie so begraben werden.«

»Ich auch nicht.« Er zog seinen Arm zurück. »Ich will verbrannt und verstreut werden. Vor allem verstreut.«

Sie griff nach der riesigen, zweihenkeligen braunen Teekanne, ausgeliehen vom Gemeindesaal von Dean Cross.

»Auf der Farm?«

»Keine Angst«, sagte Joe. »Im Fluss. Nicht auf der verdammten Farm.«

Neben ihnen sagte Robin: »Wer ist die Frau mit dem Kopftuch?«

Joe griff an Judy vorbei und nahm sich ein Stück Kuchen von einem Teller.

»Cornelius. Eine Mrs. Cornelius. Hat das alte Chambers-Haus gekauft. Reich und überspannt. Caro hat sie öfters besucht.«

Robin sah ihn an.

»Ach, wirklich? Weshalb? Und woher weißt du das?«

Joe zuckte die Achseln und hielt eine Hand unter die andere, um die Kuchenkrümel aufzufangen.

»Keine Ahnung. Sie hat es eben getan. Sie hat eine Menge Leute besucht.«

»Sie mochte Leute«, sagte Judy fast wütend. »Sie mochte sie. Alle möglichen Leute.« Sie schoss einen Blick auf Robin ab. »Das weißt du doch.«

Er schaute von ihr fort über den Tisch hinweg, den er aus einer verfallenen Hühnerfarm am anderen Ende der County gerettet hatte – Mahagoni, neunzehntes Jahrhundert, mit hübschen gedrechselten Beinen, als Hühnersitzplatz in einer Scheune benutzt –, und sah seine Mutter mit dem Vikar sprechen; Mrs. Cornelius unterhielt sich mit Gareth' Frau Debbie, und seine Schwägerin Lyndsay, die wie gewöhnlich Kämme in ihre wolkigen Haarmassen zurückschob, sprach mit drei Frauen, mit denen Caro zusammengearbeitet hatte, kompetenten Frauen in den Vierzigern, kompetenten Frauen in kompetenter Kleidung. Er dachte für einen Moment an den Melkstall und Sehnsucht nach möglicher Erlösung flackerte kurz auf. Dann dachte er an das, was Judy gerade gesagt hatte. »Das weißt du doch«,

hatte sie gesagt, als wäre es eine Anklage, »das weißt du doch«, als hätte er in nur einer Woche, der Woche, seit Caro im Hospital in Stretton an einem Gehirntumor gestorben war, vergessen, wie sie gewesen war, was sie geliebt und gehasst hatte, was sie gewesen war. Das Problem ist, dachte Robin, während er seinen Blick von Lyndsays Haar löste und ihm erlaubte, durch die schlecht geputzten Fenster hindurch zu dem feuchten Frühjahrshimmel hinauszuschweifen, dass es zu früh ist. Es ist zu früh, sich zu erinnern, weil sie noch nicht fort ist. Jedenfalls das, was von ihr übrig war. Was nicht Jahre zurückging. Er streckte Judy seine Tasse hin.

»Bitte«, sagte er.

»Niemand von Carolyns Angehörigen?«, fragte der Vikar Dilys. »Niemand aus Amerika?«

Dilys bot ihm ein Sandwich an.

»Ihr Vater ist tot. Und ihre Mutter sitzt im Rollstuhl. Zwei Schlaganfälle. Dabei ist sie noch nicht einmal siebzig.«

Der Vikar, der Kuchen vorgezogen hätte, den er zu Hause nie bekam, nahm ein Sandwich.

»Geschwister?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Traurig, nicht wahr«, sagte der Vikar und betrachtete betrübt sein Sandwich, »wenn man in einem Land stirbt, das nicht das eigene ist, und ohne jemanden von zu Hause.« Dasselbe hatte er am Abend zuvor zu seiner Frau gesagt, und sie hatte entgegnet, dass das den Missionaren der Viktorianischen Zeit ständig passiert wäre. In ihrer Stimme hatte ein Anflug von Sehnsucht gelegen. Sie hatte gewollt, dass er Missionar wurde, und als er das entschlossen zugunsten eines Daseins als Landpfarrer abgelehnt hatte, war sie darangegangen, ihre eigenen Bindeglieder zu christlichen Gemeinden in Afrika zu schmieden. Das Wohnzimmer im Pfarrhaus von Dean Cross war voll von afrikanischem Kunsthandwerk, Masken und Holzfiguren und Perlenvorhängen in Rot und Schwarz. Der Vikar hätte Aquarelle von Schiffen vorgezogen.

»Sehr traurig«, sagte Dilys, wobei sie nicht an Caro dachte, sondern daran, wie furchtbar es wäre, wenn sie, Dilys, fern von Dean Place

Farm sterben müsste, fern von Leuten, die die Meredith' kannten.

»Ich war nie in Amerika«, sagte der Vikar. Er schaute auf den nächsten Kuchen.

»Ich auch nicht«, sagte Dilys.

»Aber manchmal hatte ich das Gefühl, etwas darüber zu wissen. Durch Carolyn.«

»Oh?«, sagte Dilys. Sie musterte Lyndsay, wollte, dass sie aufhörte, sich so angeregt zu unterhalten, und sich stattdessen am Herumreichen beteiligte. Es war wichtig, dass man nach Beerdigungen aß und trank, damit man sich erinnerte, dass man lebte. Sie hoffte, dass Robin an den Sherry gedacht hatte.

»Ja«, sagte der Vikar. Er dachte an die vielen Male, wo Caro in seinem Arbeitszimmer gesessen und ihn gebeten hatte, Möglichkeiten der Anpassung für sie zu finden, Möglichkeiten, sich zu arrangieren, ohne sich völlig unterwerfen und ihre tiefsten Instinkte opfern zu müssen.

»Sie sind gute Leute«, hatte er zu ihr gesagt, die Meredith' meinend.

»Was ist gut? Keine Ehebrecher und Bedrücker der Schwachen zu sein?«

»Integrität zu haben«, hatte er gesagt. »Und Prinzipien. Sie tun ihre Pflicht.«

Sie hatte traurig erwidert: »Aber das reicht nicht, oder?«, und als er stumm geblieben war, hatte sie wiederholt: »Oder? Tut es das?«

Jetzt betrachtete er Dilys, das gewellte graue Haar, das gebürstete dunkle Kostüm, wie sie sich voll und ganz darauf konzentrierte, dass das Beerdigungsessen in schicklichen Bahnen verlief.

Er sagte, fast ohne es zu wollen: »Nein, das tut es nicht.«

Dilys hörte es nicht. Sie machte mit ihren gepflegten, geschickten Hausfrauenhänden über den Tisch hinweg eine Bewegung in Richtung Robin, eine kleine Geste des Trinkens.

»Sherry«, formulierte sie. »Zeit für den Sherry.«

Später, auf der Fahrt zurück zu ihrem modernen Ziegelsteinhaus am Rande von Dean Place Farm, sagte Lyndsay: »Wir hätten Judy mitnehmen sollen.«

»Das hätten wir nicht tun können«, sagte Joe. »Dann wäre Robin allein geblieben.«

Lyndsay zog die Kämme aus ihrem Haar und steckte sie zwischen die Zähne. Dann neigte sie den Kopf, sodass ihr das Haar nach vorn ins Gesicht fiel. Joe hatte recht. Natürlich hatte er recht. Dennoch hatte Robin etwas an sich, was zu seiner Einsamkeit beizutragen schien, einen drängte, dass man ihn ihr überließ, einerlei, was man tat – oder nicht tat –, um ihm zu helfen. Irgendwie hatte sie sich ihn immer allein vorgestellt, allein fahrend, allein arbeitend, allein auf dem Markt in Stretton stehend und zusehend, wie sein Vieh durch den Ring ging. Außerdem war er von den Meredith' der Einzige, der Viehwirtschaft betrieb. Harry und Joe waren Ackerbauern, genau wie Harrys Vater und Großvater vor ihnen, Pächter derselben 250 Morgen, auch wenn das Eigentum an dem Land im Laufe der Jahre von einer Einzelperson auf eine Firma übergegangen war, einen Industriebetrieb, der Anfang der Siebzigerjahre, als die Landpreise niedrig waren, mehrere Farmen erworben hatte. Robin mochte kein Pächter sein. Robin hatte kaufen wollen.

»Lass ihn«, hatte Harry gesagt. »Ich kann ihn nicht hindern, aber ich werde ihm auch nicht helfen.«

Aber als Joe ein Haus gebraucht hatte für sich und Lyndsay, hatte Harry es bezahlt. Er hatte eine Abmachung mit dem Besitzer des Landes getroffen, und Lyndsay hatte die Pläne begutachten müssen, die ausgerollt auf dem Tisch von Dean Place Farm lagen.

»Hausarbeitsraum«, hatte Dilys gesagt und auf die Skizze gedeutet. »Nach Süden hinaus. Das wird ein hübsches Haus.«

Lyndsay nahm die Kämme aus dem Mund und schob sie wieder in ihre Haarmasse. Jetzt, da sie an Robin dachte, kam ihr der Gedanke, dass auch Joe einsam war, auf seine Weise. Sie wusste nie genau, was er dachte, ob er glücklich war oder traurig. Sie wusste, dass es ihm gefiel, wenn er erfolgreicher war als andere Farmer in der näheren Umgebung, aber das war nicht Glück, das war lediglich Triumph im Wettbewerb. Daran war nichts Ungewöhnliches, jedenfalls nicht in dieser Gegend. Es mochte schwierig sein, Joe zum Reden zu bringen, außer auf einer rein praktischen Ebene, aber die meisten Farmer waren

so; die meisten Farmer, die sie kannte, redeten nicht. Nicht so, wie Frauen redeten. Oder zumindest manche Frauen. Dilys sprach auch nicht auf diese Art. Sie redete, genau wie Harry und Joe, über das, was vor sich ging auf der Farm und im Dorf. Glück und Unglück waren für Dilys, dachte Lindsay, wie das Wetter; Gefühle, die eintraten oder auch nicht, die unvorhersehbar waren und die, vor allem, ertragen werden mussten. Hätte Dilys, wie die meisten Ehefrauen, jemals einen Moment erlebt, in dem sie Harry am liebsten erwürgt hätte, würde sie darauf gewartet haben, dass er wieder verging, genauso wie man darauf wartete, dass der Regen aufhörte. Wenn man zu Dilys ging und sagte, man könne es nicht richtig erklären, aber man habe das unabweisbare Gefühl, am Ende seiner Kräfte zu sein, dann schlug sie vor, man solle Chutney machen oder ein paar Decken waschen. Das Leben musste durchgestanden werden, große Brocken schob man einfach hinter sich, notfalls unverdaut. Das Leben war nicht dazu da, dass man mit ihm kämpfte; dafür gab es die Farm.

»Verbeiß dich nicht hinein«, pflegte Dilys zu Lyndsay zu sagen. »Und grübele nicht.« Hatte sie das je zu Caro gesagt?

»Wird er zurechtkommen?«

»Robin?«, sagte Joe. »Im Laufe der Zeit, nehme ich an. Im Laufe der Zeit ...«

Lyndsay sagte schüchtern: »Du hast Caro auch sehr gemocht, nicht wahr?«

Es gab eine kleine Pause, dann sagte Joe: »Sie hat Dinge verändert. Weil sie Amerikanerin war.«

Joe war ein Jahr lang in Amerika gewesen, nach dem Landwirtschafts-College. Harry hatte offensichtlich nicht von ihm erwartet, dass er im Laufe dieses Jahres ernsthafte Arbeit leistete – Robin hatte es stumm zur Kenntnis genommen –, also hatte Joe nach Belieben die großen Entfernungen durchmessen und nur gelegentlich in Bars und Speiselokalen und auf Farmen gejobbt, um sein Weiterziehen zu finanzieren. Einmal, verführt von einem Mädchen und den Bergen von Colorado, hatte er daran gedacht, vielleicht für immer zu bleiben, aber nach ein paar Wochen hatte er sich allem Anschein nach an sein Vermächtnis erinnert, zwischen Land und Landschaft unterscheiden zu

können, und von Denver aus angerufen, dass er Weihnachten wieder zu Hause sein würde.

Das war der Zeitpunkt gewesen, an dem Robin verkündet hatte, dass er Viehwirtschaft betreiben wolle. Eines Abends, beim Essen in der Küche von Dean Place Farm, hatte er gesagt, er habe einen Entschluss gefasst, er würde losgehen und eine Herde Milchkühe anschaffen und vielleicht auch ein paar Fleischrinder. Harry hatte Messer und Gabel hingelegt und im harten Gleißen der Deckenlampe, das zu dämpfen Dilys keine Veranlassung sah, weil es praktisch zum Arbeiten war, seine Frau angesehen. Dann hatte er, viel weniger intensiv, Robin gemustert und Messer und Gabel wieder aufgenommen.

»Hast du alles durchgerechnet?«, sagte er.

»Ja.«

Dilys hatte ihm eine Schüssel mit gebuttertem Kohl gereicht.

»Joe wird bald heimkommen«, sagte sie.

»Ich weiß.«

Robin wartete darauf, dass sein Vater oder seine Mutter sagten, dass auf Dean Place Farm nicht genügend Platz da sei für alle drei Meredith-Männer, aber sie taten es nicht. Er nahm einen Löffel Kohl und sagte, entschieden gröber, als er eigentlich wollte: »Ich möchte es tun und ich mache Platz für Joe.«

Harry brummelte in sich hinein. Wo Joe hingehen würde, war das Hauptthema der meisten Gespräche zwischen ihm und Dilys gewesen, seit Joe nach Amerika abgereist war.

»Ich habe ein Grundstück gefunden. Das Land ist nicht allzu schlecht, aber auf dem Hof ist viel zu tun. Ich muss einen Melkstall bauen.«

Harry schaute wieder auf, kauend.

»Wir haben nie Vieh gehabt. Nie.«

Robin sagte: »Aber ich möchte welches haben.« Er dachte daran zu sagen: »Und ihr könnt sehen, welche Profite darin stecken«, aber er wollte weder das Schicksal herausfordern, noch seinen Vater provozieren. Stattdessen sagte er: »Ich habe einen Kredit bekommen. Und einen Käufer für das Cottage gefunden.«

Dilys stand auf, um ein großes Stück Käse und ein Glas mit Mixed Pickles auf den Tisch zu stellen. »Wir wünschen dir Glück, mein Junge«,

sagte sie gelassen und lächelte ihn an, als hätte er ein Problem für sie gelöst und als hätte sie von Anfang an gewusst, dass er das tun würde.

Joe kam heim, brachte für eine kurze Zeit die aufregende Aura von Amerika mit und traf Robin dabei an, wie er mit ein paar gemieteten Maschinen eine Güllegrube aushob. Außerdem stellte er fest, dass Robin eine Freundin hatte, ein hochgewachsenes, braunhaariges Mädchen in Jeans und Cowboystiefeln, das im Farmhaus Fensterrahmen strich.

»Sie ist natürlich Amerikanerin«, sagte Dilys. »Sie haben sich bei den Young Farmers kennengelernt.«

Dilys war mit der Buchhaltung beschäftigt, die Rechnungshefte und Belege waren auf dem Küchentisch ausgebreitet, festgehalten von den Marmeladengläsern, in denen sie das Kleingeld für den Haushalt aufbewahrte – Eiergeld, Zeitungsgeld, Geld für die Kollekte in der Kirche und für Schuhreparaturen.

»Macht einen netten Eindruck.«

Joe fand sie sogar mehr als nett. Sie hatte etwas von der Freiheit an sich, die auch ihn für kurze Zeit befallen hatte wie ein Seefieber, diese Art, immer unterwegs zu sein, immer auf der Suche. In den ersten Wochen nach seiner Rückkehr versuchte er, gemeinsam mit ihr Fensterrahmen zu streichen, um durch das Zusammensein mit ihr Amerika in seinem Blut zu behalten, aber sie schickte ihn hinaus, damit er Robin half, oder nach Hause, damit er seinen Platz neben seinem Vater einnahm. Sogar später, als sie und Robin verheiratet waren, blieb sie für Joe etwas Besonderes, eine Erinnerung daran, dass es Orte gab, wo das Leben anders verlief als seines, Orte, wo Möglichkeiten in der Luft lagen wie Sauerstoff.

Jetzt sagte Lyndsay, durch die Windschutzscheibe starr geradeaus schauend in die feuchte Düsternis des frühen Abends: »Ich habe sie nie wirklich kennengelernt. Ich meine, wir kamen miteinander aus, aber wir standen uns nicht nahe.«

»Sie war älter«, sagte Joe. »Sie und Robin waren vierundzwanzig Jahre lang verheiratet. Judy ist schließlich schon zweiundzwanzig.«

Die Lichter ihres Hauses kamen plötzlich zum Vorschein, als die Straße zwischen den Hecken eine Biegung machte. Mary Corriedale, die in einer Papierfabrik in Stretton arbeitete und in einem Bungalow in Dean

Cross wohnte, würde da sein und die Kinder zu Bett bringen. Rose lag bestimmt schon in ihrem Bettchen und schleuderte Spielsachen auf den Fußboden, wütend darüber, dass der Tag zu Ende war, und Hughie würde seinen Schlafanzug und seine Froschpantoffeln tragen und von Mary verlangen, dass sie ihn bewundere, während er mühsam auf einem Bein balancierte, seine neueste Leistung.

Arme Caro, dachte Lyndsay plötzlich mit einem Anflug echten Bedauerns, arme Caro, die keine eigenen Kinder bekommen konnte. Was hätte sie selbst getan, wenn sie herausgefunden hätte, dass sie keine bekommen könnte? Oder Joe? Da sie so viel jünger war als Joe, hatte sie immer angenommen, dass sie einfach Kinder haben konnte, wenn sie sie wollte. Und so kam es.

»Hat Robin es gewusst?«, fragte Lyndsay. »Hat Robin es gewusst, bevor er sie geheiratet hat, dass sie keine Kinder bekommen konnte?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Joe. Er steuerte den Wagen von der Straße herunter und auf die betonierte Fläche vor ihrem Haus. »Ich weiß es nicht. Ich habe ihn nie gefragt. Nach solchen Dingen fragt man nicht.«

Der Melkstall war still, feucht und ordentlich nach dem letzten Ausspritzen für heute. Die Schläuche und Metallröhren der Melkmaschinen waren neben den großen Milchbehältern aus verstärktem Glas aufgehängt – auf einigen von ihnen waren, wie Robin mit unerbittlichem Blick feststellte, noch Kotspritzer, und die Rinnen und Rippen des Fußbodens vor den Boxen schimmerten nass und sauber. In der Grube zwischen den Boxen lag der Schlauch locker aufgerollt, wie Robin es verlangte, die Flaschen mit Jod und Glyzerinspray standen auf den Stufen, die in die Grube hinabführten, die Haltestangen hingen in einer Reihe an der Wand am hinteren Ende. Im Winter, wenn der Fluss hoch genug anstieg, wurde die Grube überschwemmt, und er und Gareth wurden dann beim Melken durch hohe Gummistiefel stark behindert und fluchten ständig.

Er schaltete die Leuchtstoffröhren aus, überprüfte den Milchtank und ging in die Scheune. Hier war es dunkel, abgesehen von dem trüben Licht, das ein paar schwache, an die Balken geschraubte Lampen

verbreiteten. Die meisten Kühe hatten sich in ihren Boxen hingelegt, mit dem Kopf zur Wand, und ihre großen schwarz-weiß gescheckten Körper füllten den Raum zwischen den Stangen. Einige standen noch, die Hinterbeine außerhalb des Strohs und in der Güllerinne; andere waren so klein, dass es ihnen gelungen war, sich umzudrehen, ihren Kot am Kopfende fallen zu lassen und darin zu stehen. Er musste Gareth daran erinnern, Kalk zu streuen.

Draußen auf dem Hof, wo einige der Kühe ihre ziellosen Tage ziellos zu verbringen beliebten, saßen zwei der Stallkatzen auf dem Futtertrog, der die Überreste der täglichen Futterration aus gehäckseltem Weizenstroh enthielt, mit dem der Mais gestreckt wurde. Die Katzen flüchteten, als er herankam, und schlichen durch die Dunkelheit in die Futterkammer, in der die Schädlinge lebten, die ihre Beute waren. Robin schaute zum Himmel empor. Der Mond schien, aber er hatte weiche Konturen, was auf Regen schließen ließ, und ein paar Sterne waren zu sehen. Bei den Verrichtungen des Tages hatte er nicht die Zeit gehabt, den Wetterbericht zu hören, diese tägliche Obsession. Er schnupperte intensiv. Der Wind wehte nur leicht, aber es lag Regen darin, und der würde bald kommen.

Er kehrte durch die Scheune und den Melkstall zurück auf den Betonstreifen, der zur Hintertür des Hauses führte, an der die Hauskatze wartete, eine vorwiegend rostfarbene Schildpatt, die hineindurfte, weil sie stubenrein war, keine unerwünschten wilden Eigenschaften hatte und eine gute Mausefängerin war. Robin blieb stehen, um seine Stiefel auszuziehen und ihren Kopf zu kraulen.

»Hi«, sagte er.

Sie schnurrte höflich, wölbte sich unter seiner Hand und schoss dann voraus, als er die Tür öffnete.

Judy saß immer noch am Küchentisch, wo Robin sie zwanzig Minuten zuvor verlassen hatte. Sie hatte das Abendbrotgeschirr weggeräumt und war dann zu ihrem Stuhl zurückgekehrt; jetzt saß sie da, die Ellenbogen auf dem Tisch, und starrte in das Glas Rotwein, das Robin ihr eingeschenkt hatte. Sie schaute nicht auf, als er hereinkam.

Er schob seine bestrumpften Füße in Hausschuhe.

»Alles in Ordnung«, sagte er.

»Gut.«

»Hundertzehn im Moment. Ich versuche, die Friesen weiter auszubauen. Drei sollen nächste Woche kalben.«

Judy sagte, immer noch in ihren Wein starrend: »Was passiert, wenn es Bullenkälber sind?«

»Das weißt du doch«, sagte Robin. Er schenkte sich selbst etwas Wein ein und ließ sich ihr gegenüber nieder. »Du bist hier aufgewachsen.«

»Ich habe es vergessen.«

»Sie kommen auf den Markt.«

»Und dann?«

»Auch das weißt du. Sie werden als Zuchtvieh verkauft oder kommen ins Schlachthaus. Sofern sie nicht irgendeinem Widerling in die Hände fallen, der sie auf eine vierzigstündige Reise nach Italien schickt.«

»Mum hat mir einmal gesagt, dass eines der ersten Dinge, die sie über die Farmarbeit gelernt hätte, die Tatsache war, dass die männlichen Tiere jeder Spezies zu nichts nutze sind außer als Samenlieferanten. Und wegen ihres Fleisches.«

Robin sagte nichts. Er drehte sein Glas zwischen den Fingern. Das Abendessen war schwierig gewesen, vor allem, weil er nicht wusste, was Judy von ihm wollte. Einmal hatte sie, während sie den Auflauf, den Dilys gemacht hatte, auf ihrem Teller herumschob, gesagt: »Ich weiß nicht einmal, ob wir um dieselbe Person trauern.«

»Natürlich nicht«, hatte er gesagt. Eine Situation wie diese erschien ihm völlig klar und durchaus nicht überraschend, aber er hatte sie beleidigt, weil er nicht auf den angedeuteten Vorwurf eingegangen war. Sie hatte ihm ihren Kummer verweigert, als könnte er ihn beschmutzen, indem er versuchte, daran zu rühren, wobei er ihn unweigerlich missverstehen würde.

Jetzt sagte sie: »Dad ...«

»Ja?«

»Ich möchte dich etwas fragen.«

»Ja?«

Ihr Mund bebte.

»Hast du sie geliebt? Hast du Mum geliebt?«

»Ja.«

Sie sagte: »Das hast du zu schnell gesagt.«

Robin stand auf, stützte seine Hände auf den Tisch und sah Judy an.

»Ich glaube nicht, dass ich im Moment etwas sagen kann, was dich befriedigt.«

Sie schaute zu ihm hoch.

»Wenn du sie geliebt hast ...«

Er wartete.

»Wenn du sie wirklich geliebt hast ...«

»Ja?«

»Weshalb bist du dann so wütend?«

# ZWEITES KAPITEL

Carolyn Bliss war in einem kleinen, enteneiblau gestrichenen, abblätternden Holzhaus in Sausalito auf der Marin-County-Seite der Golden Gate Bridge in San Francisco zur Welt gekommen. Ihr Vater war Maler, ein friedfertiger, zielloser Mann, der Pot rauchte und dessen Gefühl für die Relativität des Moralischen so stark war, dass er sich, wie Carolyns Mutter meinte, noch nie für irgendetwas entschieden hatte. Sie kam von weiter nördlich an der Küste, aus einem eintönigen kleinen Ort an der Grenze zum Staat Washington, aus einer Familie von kräftigen, hochgewachsenen skandinavischen Siedlern. Caros Wurzeln lagen in der Landwirtschaft. Die Mutter wollte mit dem Maler und ihrem Kind nach Oregon zurückkehren und einen Weinberg bestellen, ein kleines, zwölf Hektar großes, mit Cabernet-Sauvignon-Reben bepflanztes Stück Land. In Caros Kindheit war das blaue Haus angefüllt mit Handbüchern über Weinbau, Broschüren über Beschneidetechniken, Fotos von Trauben, die gereift im Ernte-Sonnenschein herabhingen.

Caro wuchs mit dem starken Eindruck auf, dass das Leben – und damit die Welt und die Zukunft – auf der anderen Seite der Golden Gate Bridge lag. Die Skyline von San Francisco schimmerte über die Bucht hinweg wie die Türme einer mythischen Traumstadt, eines Ortes, der sich, wenn man ihn nur erreichen konnte, als der ganz persönliche Gral erweisen würde. Das Gerede ihrer Mutter über Oregon festigte noch das Gefühl, dass das blaue Haus nur ein Ausgangspunkt war, nicht mehr als ein Aufzuchtnest, und dass nichts hinter ihm steckte, weder buchstäblich noch im übertragenen Sinne; vor ihm lagen die lockende Bucht und die Brücke und die Stadt. Das war die einzige Realität. Im Sommer füllte sich die hübsche Küste rund um das blaue Haus mit Leuten, die dort Ferienwohnungen besaßen, Leuten mit Kindern, deren Väter den Winter nicht von Pot berauscht am Ufer verbrachten und den Fischern im Wege herumstanden und deren Mütter segelten und schwammen und Grillpartys veranstalteten, anstatt das ganze Jahr hindurch in der Erde hinter dem blauen Haus herumzuhacken, als wären sie entschlossen, ihr Produktivität mit Brachialgewalt abzuringen.

Ein oder zwei Wochen lang herrschte milde Euphorie, als Caros Vater

ging. Er verschwand einfach, nahm seine Farben mit, seinen Vorrat an Marihuana, das er auf einer der Rodungen seiner Frau mühsam selbst angepflanzt hatte, und die paar Dollars, die sie für den Weinberg in Oregon beiseitegelegt hatte. Die Polizei setzte seinen Namen auf die endlose Liste der Vermissten, aber vielleicht hatte sie das Gefühl, dass weder seiner Frau noch seiner Tochter besonders daran gelegen war, dass er aufgefunden wurde, und nach ein paar Monaten ging man, ohne viele Worte darüber zu verlieren, einfach davon aus, dass er, selbst wenn er noch am Leben war, nicht zurückkehren würde. Caro besaß eines seiner Aquarelle, ein kleines blaues Rechteck von Meerwasser, und manchmal betrachtete sie dieses Stück Wasser und fragte sich, ob er darin war, friedlich auf dem Grund der Bucht lag mit einem Joint in der einen und einem Pinsel in der anderen Hand. Sie vermisste ihn nicht. Er hatte nicht genug von sich wissen lassen, um vermisst zu werden.

Carolyns Mutter verkaufte den Rest der Pachtzeit für das blaue Haus an eine chinesische Familie aus San Francisco, die es für den Sommer haben wollte, und zog mit ihrer Tochter nach Norden. Caro war elf. Irgendwo auf dieser Reise legte sich die Mutter eine Freundin zu, eine zähe kleine Frau namens Ruthie, die den Traum von einem Weinberg zu teilen schien. Sie kauften einen ramponierten Wohnwagen, möbelten ihn so auf, dass sie darin schlafen konnten, und vier Jahre lang fuhr Caro auf der Suche nach den zwölf Hektar durch den Nordwesten Amerikas. Irgendwann im Verlauf dieses Herumreisens kam ihr der Gedanke, dass sie nie die Golden Gate Bridge in die Zukunft überquert hatte, sodass sie, obwohl definitiv fort von Marin County, dennoch nach wie vor im Bann des blauen Hauses stand und darauf wartete, dass das Leben ernstlich anfing.

Sie mochte Ruthie nicht. Während ihrer kurzen Schulbesuche sagten Mädchen ihres Alters, dass Ruthie und Caros Mutter miteinander schliefen. Caro sah keinerlei Anzeichen dafür, aber sie hütete sich, genau hinzuschauen, ebenso wie sie sich hütete, die blauen Essensmarken von der Wohlfahrt zur Kenntnis zu nehmen und das Leben ihrer Mutter und Ruthies als Wanderarbeiterinnen, Rebenbeschneiden im Januar, Erbsenpflücken im Juni, die

knochenbrechende Ernte im Spätsommer. Sie belegte eine Ecke des Wohnwagens für sich selbst mit Beschlag und verteidigte sie heftig, malte endlos Bilder von Häusern mit Gärten und Palisadenzäunen, Apfelbäumen und Hundehütten: Häuser, die ganz eindeutig umgeben waren von sämtlichen Attributen eines sesshaften Lebens.

Als sie fünfzehn war, reichte es ihr. An einem glutheißen Tag spät im August flocht sie ihr Haar zu einem dicken Zopf, zog saubere Sachen an, die sie geplättet hatte, indem sie sie unter ihre Matratze legte und dann darauf schlief, und ging los, um die Frau des Farmers, für den ihre Mutter und Ruthie gerade Mais enthülsten, zu fragen, ob sie diesen Winter über im Farmhaus bleiben und im nahe gelegenen Harrisburg regelmäßig zur Schule gehen könne. Sie würde sich ihren Unterhalt verdienen, sagte sie, das Haus putzen, sich um die Hühner kümmern, abwaschen und auf die Kinder aufpassen. Die Frau des Farmers schaute erschöpft von ihrer Horde von fünf Söhnen unter neun Jahren auf und sagte Ja. Es folgte ein fürchterlicher Krach. Ruthie versuchte, sie im Wohnwagen einzuschließen, und ihre Mutter nahm ihr die Schuhe weg. Aber Caro zog noch vor Monatsende ins Farmhaus um und betrachtete ihr karges Schlafzimmer, in dem jede Oberfläche mit Staub von den Feldern bedeckt war, mit tiefster Befriedigung.

Dort blieb sie ein Jahr. Als es um war, zog sie zur Familie einer Schulfreundin, danach, für die Abschlussklasse, zu einer Lehrerin, die an der Highschool Geschichte unterrichtete. Zwei- oder dreimal jährlich tauchten ihre Mutter und Ruthie mit dem Wohnwagen an diesen verschiedenen Adressen auf und wurden mit Keksen und Kräuterbier oder Pizza und kalorienarmer Cola traktiert, bis Caro beschloss, dass sie sich lange genug in ihr Leben gedrängt hatten, und sie wieder fortschickte. Sie wurden einander mit zunehmendem Alter immer ähnlicher, von schroffem Wesen und wie Männer redend. Keine von ihnen schlug je vor, dass sich Caro ihnen wieder anschließen und in ihre Ecke des Wohnwagens zurückkehren sollte. Wenn sie es getan hätten, dann hätte sie sich rundheraus geweigert.

Als sie achtzehn war, erhielt sie ein Stipendium für ein Grafikstudium an einem Kunst-College in Portland, da sie etwas von den künstlerischen Fähigkeiten ihres Vaters geerbt hatte, überlagert von

ihrem entschlossen verteidigten Verlangen nach Ordnung. Aber in Portland gefiel es ihr nicht, und sie stellte fest, dass ihr auch das Studium nicht sonderlich gefiel, und es begann sie der Gedanke zu verfolgen, dass sie sich am falschen Ort befand, um im simpelsten geografischen Sinne irgendwohin zu gelangen, dass sie, wenn sie nicht nach Süden zurückkehrte und diese verdammte Brücke überquerte, nie ein wirkliches Leben führen und nie eine Zukunft haben würde und dass sämtliche Anstrengungen, die sie als Heranwachsende unternommen hatte, um sich einen Weg nach vorn zu bahnen, weggeworfen wären.

Sie verkaufte den größten Teil ihrer Habe, um einen Fahrschein für den Fernbus zurück nach Kaliformen kaufen zu können und noch ein paar Dollar übrig zu haben. In Sausalito stattete sie dem blauen Haus – jetzt grellrosa gestrichen – einen kurzen Besuch ab und marschierte dann mit ihrem Rucksack den ganzen Weg über die Golden Gate Bridge in die Stadt. Sie brauchte siebenundzwanzig Minuten. Danach – und ermutigt von der Erinnerung an die freundliche Aufnahme, die sie bei den Lehrern in Harrisburg erfahren hatte – fuhr sie in Etappen per Anhalter hinaus zur Universität von Berkeley und besorgte sich einen Job in einem der Futon-Läden, von denen es hier zwischen Banken und Buchhandlungen und Lieferanten von Hippie-Perlen, Ginseng und magischen Pilzen wimmelte.

Zwei Dinge von allergrößter Bedeutung widerfuhren Caro als Folge ihrer Arbeit in dem Futon-Laden. Das Erste war, dass sie sich mit einem englischen Ehepaar anfreundete, einem Professor für Semantik und einer Physikerin, die im Rahmen eines akademischen Austauschprogramms ein Jahr in Berkeley verbrachten. Sie kamen in den Laden, um zwei Futons für ihre Wohnung zu kaufen, als Schlafgelegenheiten für ihre heranwachsenden Kinder, die gelegentlich zu Besuch kamen, und in dem großen, hellen Laden, zwischen den blassfarbenen, stummen Bettrollen bildete sich eine Freundschaft, die dazu führte, dass Caro zuerst zum Essen und danach für die Wochenenden zu ihnen in die Wohnung kam.

Das Zweite war Caros erste Beziehung. Ihr Geliebter war ein japanischer Student, der samstagvormittags im Laden arbeitete und hin und wieder an den Bestellbüchern mit dem Manager, der nicht

japanisch sprach und nicht alle Rechnungen verstand. Der Student hieß Ken. Er war groß für einen Japaner, aber immer noch erheblich kleiner als Caro, und sie liebten sich im Lager hinter dem Laden auf Futons, die wegen Fabrikationsfehlern, vor allem an den Nähten, an die Fabrik zurückgeschickt werden sollten. Sie empfand seine Haut und sein Haar als besonders attraktiv und auch seine Höflichkeit. Er begleitete sie in die Studentenklinik, damit sie ihr allererstes Rezept für die Pille bekam. Sie begann zu glauben, dass sie tatsächlich die Brücke überquert hatte.

Doch dann wurde sie krank. Anfangs fühlte sie sich nur müde und elend, was sie darauf zurückführte, dass sie sich erst an die Pille gewöhnen musste; doch dann wurde es immer schlimmer und ihre Regel blieb aus. Ihr war nicht mehr nach Liebe zumute, und Ken, obwohl nach wie vor höflich, machte ihr klar, dass er kein Interesse daran hatte, nur mit ihr auf den fehlerhaften Futons im Lagerraum zu liegen und zu rauchen. Er zog sich ein wenig zurück, verkündete dann, er müsse sich ein anderes Ventil für seine natürlichen Impulse suchen, und verschwand zu einem anderen Samstagsjob in einer Sushi-Bar, wo er in einer grünen Weste und mit dazu passender Fliege an der Kasse saß und die Dollars der Gäste in Empfang nahm.

Drei Tage nach seinem Verschwinden wurde Caro bei der Arbeit ohnmächtig. Als sie zu sich kam, sagte sie, die Schmerzen wären grauenhaft, und fiel abermals in Ohnmacht. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht, wo Tests ergaben, dass ihre Eileiter infolge einer chronischen Entzündung, bewirkt durch eine Infektion, verstopft waren und dass die gleiche Entzündung beide Eierstöcke schwer in Mitleidenschaft gezogen hatte. Sie wurde sofort operiert, informiert, dass sie nun leider unfruchtbar sei, und entlassen, um sich auf einem der Futons, die sie dem englischen Ehepaar verkauft hatte, zu erholen.

Sie waren gut zu ihr. Sie war, sagten sie, im gleichen Alter wie ihre älteste Tochter, die an einer englischen Universität Jura studierte, von der Caro noch nie gehört hatte, Exeter, und das allein erregte schon das Mitgefühl der beiden. Sie pflegten sie gesund, verschafften ihr einen Job in der Buchhandlung des Studentenzentrums und schenkten ihr dann zu ihrem zwanzigsten Geburtstag ein Economy-Class-Ticket nach London und zurück. Sie hatten Freunde und Verwandte in England, bei

denen sie wohnen konnte, sagten sie, und sie würde eine Chance haben, ihr Leben und ihr Land aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Es würde ihr helfen, Klarheit in ihre Gedanken zu bringen. Für Caro war es das außerordentlichste Geschenk, das sie je bekommen hatte, nicht nur wegen seiner Großzügigkeit, sondern auch deshalb, weil es zu beweisen schien, dass trotz Ken und trotz der Operation – deren Konsequenzen ihr bis jetzt kaum dämmerten – die Verheißung der Golden Gate Bridge immer noch galt.

Im April 1971 traf Caro mit einem bescheidenen Koffer voller Kleidungsstücke und einer Liste von Adressen in England ein. Sie verbrachte zehn Tage mit Verwandten ihrer Wohltäter in einem Vorstadthaus in der Nähe von Richmond Park und reiste dann weiter, um in einer chaotischen Studentenunterkunft außerhalb von Exeter zu wohnen – einem gemieteten Farmhaus, in dem das warme Wasser nur lauwarm war und der Strom immer wieder ausfiel. Der Kulturschock, den beide Orte auslösten, war immens. Selbst die Sprache schien mehr zu trennen, als dass sie verband. Drei Wochen lang ertrug Caro das unvorstellbar laute Gerangel spielender englischer Studenten, das sich in jeder Hinsicht von der drogenbenebelten Laxheit ihrer Kommilitonen in Berkeley unterschied; dann erkundete sie, einen gestelzten Dankesbrief in ihrer schlichten amerikanischen Handschrift hinterlassend, die Geheimnisse des englischen Eisenbahnsystems, um zu ihrer dritten Adresse zu gelangen, einer Farm in den Midlands.

Es war ein großer Betrieb, in dem Schweine und Rinder gezüchtet und Obst und Gemüse für eine Reihe von Läden angebaut wurden. Die Familie, die ihn leitete – Vater, Mutter, erwachsener Sohn und zwei Töchter –, hatte die Physikerin in Berkeley gekannt, seit sie ein kleines Mädchen gewesen war. Die Mutter der Farmersfrau, inzwischen verstorben, war ihre Patin gewesen. Sie akzeptierten Caro, als tauchten an jedem Tag der Woche hochgewachsene, heimatlose amerikanische Mädchen ohne ein besonderes Ziel bei ihnen auf, und bezogen sie, ohne viel Aufhebens davon zu machen, in ihr Leben und ihre Arbeit ein.

Im Gegensatz zu den Studenten in Exeter redeten sie nicht pausenlos.

Sie sprachen, wenn es erforderlich war, über Dinge, die ihren Alltag, das Leben auf der Farm, betrafen. Das passte Caro. Da sie, seit sie fünfzehn war, immer am Rande des Lebens anderer Leute gelebt hatte, hatte sie es sich angewöhnt, selbst nicht viel zu reden, als ob Reden bedeutete, dass sie sich ins Rampenlicht drängte, ins Zentrum der Aufmerksamkeit von Leuten, von denen sie abhängig war und die sie deshalb nicht durch falsches Benehmen verärgern durfte. Selbst vor dieser Zeit war Caros Kindheit nicht von vielem Reden geprägt gewesen. Ihr Vater hatte sich, wenn überhaupt, durch seine Malerei artikuliert, ihre Mutter durch angestrengte praktische Tätigkeit, ständig bemüht, romantischen Träumen eine Art Realität abzuringen. Auf diesem großen landwirtschaftlichen Betrieb in den englischen Midlands fand Caro vieles, was ihr vertrauenswürdig erschien. Behutsam sich ihren Weg durch den ungewohnten Tagesablauf und das merkwürdige Essen ertastend, begann Caro unwillkürlich, sich zu entspannen.

An manchen Abenden und an den Wochenenden nahmen der Sohn des Hauses und seine Freundin – eine Tierärztin, die sich auf Schweine spezialisiert hatte – Caro mit zu Veranstaltungen der örtlichen Gruppe der Young Farmers. Sie hörte sich Vorträge über Farm-Management an, nahm an Wettbewerben über das Beurteilen von Vieh teil und verbrachte unzählige Abende im Pub, wo sie es lernte, Darts zu werfen; sich an das warme, starke englische Bier zu gewöhnen, gelang ihr nicht. Es waren oft dieselben Begleiter, nett, fröhlich und gesund, eine Gruppe junger Leute von einer Art, die Caro bisher noch nie erlebt hatte. Für das Leben in der Stadt hatten sie kaum ein Nicken übrig. Sie waren die Landwirtschaft betreibenden Kinder von Landwirtschaft betreibenden Eltern; für die meisten von ihnen war der Entschluss, sich dem Land zu widmen, im Grunde gar kein Entschluss gewesen, sondern vielmehr das Akzeptieren des ihnen vorherbestimmten Lebenswegs. Wenn sie sich in den verräucherten Pubs und Clubs umschaute, hatte Caro das Gefühl, dass sie, die Nomadin, endlich zur Ruhe gekommen war zwischen Sesshaften, Leuten, die sich eher durch ihre Umgebung identifizierten als durch Persönlichkeit oder Beruf. Und zu ihrer Überraschung gefiel ihr das.

Robin Meredith beobachtete sie fünf Wochen lang, bevor er sie

ansprach. Selbst hochgewachsen, war er beeindruckt von ihrer Größe und von ihrem exotischen Akzent. Sie war anders gebaut als die englischen Mädchen, und sie setzte ihren Körper und ihre Hände anders ein. Er hatte gehört, dass sie als Angestellte im Farmladen von Thripps End arbeitete, also nahm er an, dass sie zu der herumwandernden Gemeinde internationaler Studenten gehörte, die sowohl die Heimkehr zu ihrer Familie als auch Zukunftsüberlegungen immer wieder aufschoben. Als er ihr schließlich ein Glas Most spendierte, fand er heraus, dass sie weder Studentin war, noch arbeitete. Sie war nach England gekommen, sagte sie, weil andere Leute es vorgeschlagen hatten und weil sie so freigebig gewesen waren.

»Weshalb?«, fragte er.

Sie zuckte die Achseln. »Damit ich mich umsehe, nehme ich an. Um dort drüben von hier drüben aus zu betrachten.«

»Weshalb?«, fragte er noch einmal.

Sie hatte eine Weile geschwiegen und in ihr Glas geschaut. Dann sagte sie, mit ihrer frisch gewonnenen Selbsterkenntnis: »Vielleicht, um herauszufinden, ob ich wirklich eine Nomadin bin.«

Er wusste nicht, was sie meinte, lud sie aber trotzdem zu Ausflügen ein. Er fuhr sie durch die Landschaft, zeigte ihr Farmen und Felder und speziell für die Aufzucht von Fasanen angepflanzte Wälder. Er ging mit ihr ins Kino, wo er seinen langen Oberschenkel an ihren drückte, aber nicht ihre Hand hielt, und zur jährlich stattfindenden Pferdeschau, wo sie die ersten Zigeuner ihres Lebens sah, und dann auf den Gipfel von Stretton Beacon, wo er ihr das Land zeigte, das vor ihnen lag wie eine Karte, wohlgeordnet und gezähmt von dieser Höhe aus, die landwirtschaftlichen Flächen gesprenkelt mit den Dächern, Schornsteinen und Türmen der Dörfer. Dort oben, im Wind, küsste er sie und erzählte ihr, dass er zu Hause ausziehen und sich eine eigene Herde von Milchkühen anschaffen wolle.

»Da unten«, sagte er und zeigte auf die grauen Windungen des Flusses Dean, der sich unterhalb von ihnen entlangschlängelte. »Da unten.«

»Ich habe noch nie eine Kuh angefasst«, sagte Caro.

»Ich werde mit zwanzig anfangen«, sagte er. »Zwanzig. Ich werde

einen Fischgräten-Melkstall bauen.«

Sie schaute auf die unter ihnen liegende Landschaft. Sie hatte schon hübschere gesehen, dramatischere, kraftvollere. Aber hatte sie je eine Landschaft gesehen, die Menschen so wohlwollend anzubieten schien, in ihr zu leben, sie zu nutzen? Hatte sie etwas gesehen, was so fügsam, so einbeziehend, so harmonisch war? Und es lag einfach da, zu ihren Füßen, zwanzig oder dreißig Quadratmeilen friedlichen, formbaren Landes, das sich nicht gegen den Menschen wehrte, nicht gequält wurde von extremem Wetter und Erdbeben, sich nicht unglaublicher Entfernungen wegen entzog. Es war eine Welt dort unten, eine vollständige Welt aus Mensch, Land und Tier unter einem nicht bemerkenswerten, nicht bedrohlichen englischen Himmel. Caro schob die Hände in die Jackentaschen und schloss die Augen. Wie sollte sie, mit nichts zur Verfügung als sich selbst, die Chance gestalten, hier bleiben zu können?

Eine Woche später fuhr Robin sie zur Tideswell Farm. Sie inspizierten das Haus und die verkommenen Außengebäude, und sie gingen über die verwahrlosten Felder hinunter zum Fluss, wo Enten, Blässhühner und Moor-Schneehühner im Schilf schwatzten. Es war Ende März, die Weiden waren von gelbgrünem Frühlingsdunst umgeben, und am gegenüberliegenden Ufer pflügte ein Traktor gleichmäßige Furchen, wie Cordsamt, in die rotbraune Erde.

»Wie findest du das Haus?«, fragte Robin.

Caro beobachtete den Traktor. Im Kielwasser des Pfluges kreiste eine dekorative Möwenschar über der umbrochenen Erde. Robins Haus war für sie fast zu fremdartig, als dass sie eine Ansicht darüber hätte haben können, so alt, so solide mit seinen Steinmauern, so weitläufig mit seinen schauerlichen Anbauten aus der Viktorianischen Zeit, diesem Flur mit den mosaikartig verlegten Fliesen in Rot und Ocker, dem Zimmer mit dem Erkerfenster und der hölzernen Kaminverkleidung wie in einer gotischen Kirche.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ich habe nichts, womit ich es vergleichen könnte.«

»Macht das etwas aus?«